der „Frankfurter Oberzeitung" von einem Fachmann aufgeworfen und mit einem glatten Nein beantwortet. Er kommt in seinen Ausführungen zu folgenden Schlüssen:

Der Deutsche soll seine Tochter in ein deutsches Pensionat schicken. Wird das Erlernen von Französisch als eine Notwendigkeit angesehen, so wird mit einer aus Frankreich oder England stammenden Lehrerin das gleiche erzielt. Aller anderer Unterricht wird von deutschen Kräften besser erteilt. Man lasse unsere Söhne und Töchter zu Hause und damit unser ganzes Geld. Wer sind die Mitschwesternnen im Pensionat? Die halbzivilisierten Töchter aus irgend einem Ausland, meist von irgendwo und irgendwie Reichgewordenen, die oft selbst nicht wissen, wo ihre Wiege stand. Nie sah ich eine Engländerin oder Amerikanerin in einem französischen Pensionat. Diese Nationen halten sich für viel zu gut, als daß sie ihren nationalen Charakter verderben lassen durch weicher Leute Sitten und Gebräuche. Deutsche Eltern, seid deutsch! Entwickelt euch aus dem eigenen Charakter; behängt euch nicht mit dem Modelappen des Fremdlands, das einem inneren Wesen zuwider ist. Wenn wir es als Schmach empfinden, daß Deutschlands Zeitungen Verordnungen von Bürgermeistern und Generalen bringen, in denen deutsche Frauen und Mädchen verwarnt werden, mit französischen Gefangenen schön zu tun, dann dürfen wir nicht vergessen, daß die Mädchen unserer leitenden Schichten in französischen Pensionaten erzogen werden, in welchen den Höglingen das Deutsche ausgetrieben und ihnen beigebracht wird, daß französisches Wesen, französischer Geist, französische Literatur, französische Mode höchste Zivilisation sei. Will man also unserem Volke mehr höfisches Benehmen in die Seele bringen, dann sorge man dafür, daß die Erziehung unserer weiblichen Oberschicht nicht mehr französisch ist, daß man das französische Pensionat ein für alle Mal als Erziehungsfaktor ausschaltet.

### Die Bezirksköchin.

Von einem neuen Frauenberufe wird aus dem amerikanischen Staate Missouri berichtet, und diesmal ist es ausnahmsweise ein solcher, der ganz und gar im Bereiche der von jeher als weiblich anerkannten Wirksamkeiten liegt. Der Bezirk von Pettis County hat nämlich Fräulein Mildred Henton als die erste „Bezirksköchin" angestellt.

Fräulein Henton hat die öffentliche Aufmerksamkeit auf zahlreiche Mißstände gerichtet, die in den Küchen des Bezirks, sowie auch in den Nähstuben herrschen, und die dem Wohlbefinden wie dem Wohlstande der Bevölkerung Eintrag tun. Die Bevölkerung des Bezirkes sah ein, daß es zweckmäßig sein würde, einer Frau die regelmäßige Aufsicht über Küchen und Nähstuben der ganzen Gegend zu übertragen, und so wurde Fräulein Henton zur „Bezirksköchin" ernannt. Als solche hat sie von allem täglich zwei der zahlreichen, von ihr ins Leben gerufenen Haushaltungsschulen zu besichtigen und, soweit nötig, ihren Zöglingen selbst etwas vorzukochen. Nicht minder wichtig ist die ihr übertragene Beaufsichtigung der Gutsküchen, die sie in Rücksicht auf Zweckmäßigkeit, Gesundheit und Sparsamkeit einer Prüfung unterzieht.

Neben den Küchen sind auch die Nähstuben Fräulein Hentons unterstellt; in den Nähschulen des Landes werden übrigens auch Knaben zugelassen und unterrichtet, wie denn Fräulein Henton auch nichts dagegen hat, daß ihren Besuchen und ihrem Unterricht auch das stärkere Geschlecht beiwohnt. Pettis County verspricht sich von der Tätigkeit der Bezirksköchin viel: es verspricht sich den Sieg über alle Magenverstimmungen, über die verbrannten Kartoffeln, über die zerrissenen Hosen und es träumt von einer Zeit, wo es im Bezirke keine zerbrochenen Fensterscheiben mehr geben wird, durch die keimtragende Insekten eindringen können.

### Die alten Stiefel in der Kriegszeit.

„Haben Sie jemals darüber nachgedacht — fast nehme ich Anstand, an diese hochansehnliche Versammlung eine so lederne Frage zu richten — haben Sie jemals darüber nachgedacht, was aus den alten Schuhen und Stiefeln wird, die wir alljährlich wegwerfen?" Weit mehr, als einst die hochgelehrte Versammlung von Naturforschern und Philosophen, die der große Chemiker August Hofmann in einer festlichen Rede mit diesem Seitenblick ins irdische Allmenschliche überraschte, interessiert uns heute, wo die Wiedernutzbarmachung aller Abfälle ein wichtiges wirtschaftliches Problem bildet, diese auf den ersten Anschein mehr unterhaltende Frage recht ernsthaft. Wenn bei einer Einwohnerzahl von rund 4 Millionen in Groß-Berlin auf den Kopf jährlich nur ein Stück Schuhzeug „ausgemustert" wird, so ergibt das einen Berg von altem Leder und schiefen Absätzen, dessen Größen- und Gewichtsverhältnisse hier überall zahlreichen, für phantastische Zahlen schwärmenden Stammtischkritiker in einer ihrer zahlreichen Mußestunden ausrechnen mögen.

Ohne Scherz: es handelt sich, wie man auf der Stelle sieht, um geradezu riesige Materialwerte, deren weiteres Geschick vor allem in der Epoche des Wirtschaftskrieges nicht gleichgültig sein kann. Es ist ein Stück Philosophie des Müllkastens, das hier angeschnitten wird. In den schönen Tagen des festen Friedens wanderte ein ausgemustertes Stiefelpaar gewöhnlich erst in den Besitz eines „armen Reisenden", der es dann in der Herberge, in Berlin in der „Palme", dem städtischen Asyl für Obdachlose, oder im „Gafé Dalles" — einer von der fragwürdigen Zunft des halbdunklen Berlins bevorzugten Übernachtungsstätte des Nordens — für etliche Groschen „verschärfte", die dann nach einem Naturgesetz, das das Leben auf der Walze regiert, in Schnaps umgesetzt wurden . . . Der Stiefel aber tat irgend einem Allerärmsten seine Schuldigkeit, bis er auch den bescheidensten Ansprüchen nicht mehr genügte und verächtlich weggeworfen wurde. Viele gehen vorüber, achtlos mit dem Blick das verwanzierende Elend am Wege streifend — sie ahnen ebenso wenig wie die zahllosen Hausfrauen, die beute mangels der früheren Bettlernachfrage das (aus Sparsamkeitsgründen viel weiter „ausgetragene") Schuhzeug dem alles verschlingenden Müllkasten überantworten, daß diese alten Stiefel wie der Phönix aus der Asche, buchstäblich so, eine wundersame Auferstehung erleben, daß schöne Frauen vielleicht einmal die „Quintessenz" dieser elenden Lederlumpen in strahlender Farbenpracht an ihren Gewändern tragen werden . . .

Im feurigen Prozeß nämlich vollzieht sich die Läuterung der überall sorgfältig gesammelten Stiefetstruinen. Langsam geröstet, werden sie zu einer „Schlappkohle" genannten Masse, die, mit Eisen und Potasche geschmolzen, als sog. gelbes Blutlaugensalz aus dem Schmelztiegel des Fabrikanten herborgeht. Nach ein Prozeß, der zum zweiten Male Eisen zuführt — und eine der prachtvollsten und berühmtesten technischen Farben ist fertig, das „Berliner Blau", das sich allen Mitbewerbern zum Trotze siegbaft behauptet. Aber das Blutlaugensalz, die vorletzte Station auf dem merkwürdigen Wandlungswege der alten Stiefel, wird noch in anderer Weise industriell außerordentlich wichtig: der große Liebig hat eine einfache Methode gelehrt, es in „Jodnatrium" überzuführen, das zeitweise für den Prozeß der galvanischen Vergoldung und Vergoldung Anwendung findet, und der Chemiker Scheele hat durch Blutlaugensalzexperimente die Blausäure entdeckt, die im Französischen und Englischen noch immer „preußische Säure" (acide prussique"; „prussio acid") heißt. Alles das spielt jetzt in der chemischen Industrie eine große Rolle.

Alte Stiefel sind, wie man sieht, eine wirtschaftlich noch recht wertvolle Sache und dürfen also vollauf beanspruchen, wo Mars die Stunde regiert, etwas rücksichtsvoller angesehen zu werden, als es sonst im täglichen Leben üblich war. Viele Leute haben die sonnige Angewohnheit, ausgemustertes Schuhzeug zu verbrennen, obwohl das stets nur unvollkommen gelingt und für die Geruchsnerven nicht besonders erfreulich ist. Sie mögen aus dieser Stiefelaubbezel die Hamletweisheit mit auf den Weg nehmen, daß das ein Brauch ist, von dem der Bruch mehr ehrt als die Befolgung.

### Frauen als Spione.

Welche gefährliche Rolle die Frauen in der Spionage spielen, ist bekannt. In allen modernen Kriegen, seit dem zwischen Rußland und der Türkei im Jahre 1877, haben Frauen einen mehr oder weniger großen und merkwürdigen Anteil an der Spionage genommen. Nach der Schlacht von Plewna wurden drei Spioninnen von den Russen gefangen, dem Muschefet, nach waren es türkische Haremsfrauen, die sich jedoch der näheren Untersuchung als Angehörige des stärkeren Geschlechtes herausstellten. Aber diesen „falschen Frauen" in der Spionage steht eine große Reihe wirklicher Spionagedamen gegenüber. Sie haben bei den afrikanischen Kriege die Engländer verschiedener Frauen bedient, um durch sie die Stärke und Taktik der Buren auszukundschaften zu lassen. Zwei von diesen weiblichen Spionen sollen damals von den Buren erschossen worden sein.

Zuweilen entwickeln die weiblichen Spione ein ganz außerordentliches Maß von List und Kühnheit. So wurde im russisch-japanischen Kriege eine russische Dame an Bord des japanischen Schlachtschiffes „Asabi" entdeckt. Wie sie dort hatte hinkommen können, ist unerklärt geblieben; jedenfalls hatte sie sich an Bord zugelang und verborgen, ehe sie entdeckt wurde. Ihre Absicht ging dahin, die großen Kanonen des Schiffes unbrauchbar zu machen; als sie glaubte, daß der geeignete Zeitpunkt gekommen sei, verließ sie ihr Versteck, um sogleich vom ersten Posten verhaftet genommen zu werden. Sie wurde vor den Befehlshaber des Schiffes geführt und legte vor dem Kriegsgerichte eine genaue Rechenschaft über ihren Plan ab, wofür sie nun eine milde Strafe bat. Diese Bitte soll ihr auch erfüllt worden sein, indem sie nur bis zum Kriegsschlusse an Bord der „Asabi" als Gefangene festgehalten wurde.

Im selben Kriege wurde eine andere Spionin gefaßt, die im Dienste einer geheimen Gesellschaft in Rußland gestanden und den Versuch gemacht haben soll, Japan zu unterstützen. Ihr Plan war, einen elektrischen Leitungsdraht bis zu der Befestigung auf Wolfs Hill zu legen. An einem Ende des Drahtes war eine elektrische Batterie, am anderen Ende sollten Minen angebracht werden und auf ein gegebenes Zeichen sollte der Strom die Minen zur Explosion bringen. Die Spionin hatte ihr jungen Gedanken wieder und wieder gezeichnet hatten, heimlich und zornig, aber nie ohne wildes begehrendes Mannestum. Und nun sah sie ihn mit zorniger Neugier ohne scheue Angst.

Wie kam's, daß Wieb Brand Hans Appen lieb gewann? An jenem Tage sprachen sie sich zuerst, lachend und trotzend. Und als Hans Appen im nächsten Jahr vor der Zeit heimkehrte, um zum Markt zurecht zu kommen, sagte er ihr, daß er sich vorgenommen hatte, sie wiederzusehen. Und er kam noch einmal, und Wieb Brand schien, als begänne die Welt erst mit dem Tag an, an dem sie den anderen zuerst gesehen hatte. Und dann eines Tages, als Hans Appens Ewer wieder aus dem Hafen lief, war Wieb Brand sein Weib und stand am Großsegel, so wie der Knecht vorher.

Seit dem Tage glaubte Detlef Brand, daß er Hans Appen erschlagen dürfte.

---

# Hallesche Familien-Blätter

**Wochen-Beilage**

**des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.**

**Nr. 36** **Halle a. S., Sonntag, den 5. September** **1915**

Wer nie im Wehrte seiner Sonnen
Ein Stümchen Liebe sich gepflückt,
Der weiß nicht, wie dem späten Wandrer
Ein gastlich Licht das Herz entzückt.

Saphir.

## Der Krieg.

Seeskizze von Hans Fr. Blunck.

Schon Hans Appens Vater und der alte Detlef Brand hatten einen unversöhnlichen Haß gegeneinander getragen. Niemand wußte, woher der kam und wie er aufgestanden war, und die beiden selbst erinnerten es wohl kaum. Aber die Leute wußten: wenn einer von ihnen in der Schänke war, durfte der andere nicht dazukommen, durften auch seine Freunde nicht hinein. Denn im Trunk ging der Haß weit über den Einzelnen hinaus. Und als die beiden sich einmal einsam auf der Straße getroffen, hatte ein Wortwechsel begonnen, der erst damit endete, daß Detlef Brand und Hans Appen, die Ewerführer Jan Appen bewußtlos liegen blieben.

Das Gericht hat später dem ersteren die Schuld zugeschoben, er hat ein oder zwei Jahre allein für sich verbringen müssen. Aber was macht das aus, wenn der Haß schwelt zwischen zwei Geschlechtern. Denn Hans Appen, der Jüngere, der heranwuchs, erbte ihn wie die dicken knotigen Stirnadern von seinem Vater hatte. Und die kleine Wieb, die mutterlos auf Detlef Brand's Ewer heranwuchs, hörte nur das eine wieder und wieder, das über ihr alltägliches Leben hinausragte: den unerbittlichen Zorn gegen die Appens. Und sie lernte bald, daß, wenn der Holzewer von Schweden kam, Detlef Brand's Freunde kamen und acht gaben, daß er nicht von Bord ging, daß in den Tagen viel getrunken wurde, und daß die Männer mehr als einmal hinübergröllten zu dem braunen hochgestapelten Schwedenfahrer, der totenstill an der Mole lag und sich wohl ängstlich duckte, wenn er das Schreien hörte. Und Wieb Brand, die schon hinüberhörte, wunderte sich, daß der andere so ruhig liegen blieb und sich nicht herfuchte vor der Wut all der bärtigen Fischer, die mit ihrem Vater zusammensaßen.

Denn, als Wieb schon lange Kleider trug und auf dem Ewer anpacken mußte wie ein Bestmann, brachte ihr Detlef Brand eines Tages eine Zeitung mit, in der stand, daß der braune Holzewer gesunken sei, und daß von den vier Mann, die an Bord gewesen, nur Hans Appens, der Jüngere, halbtot vom Schiff geholt sei. An dem Tag krank der Seefischer nicht, sondern lag lang ausgestreckt an Deck und grübelte vor sich hin. Wieb Brand aber wunderte sich und in ihren auffliegenden Gedanken sah sie den Sturm und die Not des Schwedenfahrers, sah den Jungen, die Jan Appen über Bord hülten und den Jung, und sah das Boot, das Hans Appen aus dem Mast holte, gerade, ehe der Ewer zerbrach. Wie Hans Appen wohl aussah? Ob der ebenso war wie das Bild, das sie von ihm in ihren Gedanken trug?

Es ist eine lange Zeit vergangen, bevor Wieb Brand ihn gesehen hat. Nur im Jahrmarkt ist's gewesen, irgend einer hatte ihr flüchtig einen Namen genannt, und das Mädchen hatte voll Schrecken gefühlt, daß es Jan Appens Sohn war, der drüben mit seinen Gesellen zusammen war. Und daß er fast genau so war, wie sie sich ihn gedacht hatte. Nur etwas größer schien er, und straffer und lustiger.

Sie hatte sich heimlich fortgeschlichen vom Ewer, denn Detlef Brand hätte ihr nie erlaubt, den Markt zu besuchen; er litt nicht, wenn sie sich putzte. Sein Jung und sein bester Ruderknecht war sie für ihn, was wollt' der unter den Frauenleuten? Für das Mädchen aber war das wie ein Rausch, den einen zu sehen, dessen Bild all ihre jungen Gedanken wieder und wieder gezeichnet hatten, heimlich und zornig, aber nie ohne wildes begehrendes Mannestum. Und nun sah sie ihn mit zorniger Neugier ohne scheue Angst.

Wie kam's, daß Wieb Brand Hans Appen lieb gewann? An jenem Tage sprachen sie sich zuerst, lachend und trotzend. Und als Hans Appen im nächsten Jahr vor der Zeit heimkehrte, um zum Markt zurecht zu kommen, sagte er ihr, daß er sich vorgenommen hatte, sie wiederzusehen. Und er kam noch einmal, und Wieb Brand schien, als begänne die Welt erst mit dem Tag an, an dem sie den anderen zuerst gesehen hatte. Und dann eines Tages, als Hans Appens Ewer wieder aus dem Hafen lief, war Wieb Brand sein Weib und stand am Großsegel, so wie der Knecht vorher.

Seit dem Tage glaubte Detlef Brand, daß er Hans Appen erschlagen dürfte.

Aber die beiden wußten sich wohl zu wahren, lahmen lange zwischen fremden Häfen, und der Seefischer, der von der Doggerbank bis zur Elbmündung kreuzte, sah nichts mehr von Wieb und von dem Schwedenfahrer. Nur in Gedanken folgte er ihnen, so wie sich ein Brand über die Heide kriecht, jagte hinter Hans Appen her, und in seiner Kajüte zog er bunte Striche über die Karte, wenn er aus Zeitungsberichten über den Holzewer erfuhr. Seine Tochter hatte er fest verzessen. Seitdem er den einäugigen Peer Stöwer an Bord hatte, der auch ein guter Bestmann war, entbehrte er sie wenig. Hatte sie denn überhaupt Schuld, war's nicht ein Appen, der andere, hatte der sie nicht sinnlos gemacht, aber bewußtlos, als er sie an Bord schleppte? Natürlich, das hatte er wohl, und Detlef Brands Sache war's, den dafür zu strafen, der ihm seine Tochter genommen hatte. Hatte Jan Appen ihm nicht auch den Knecht genommen, damals, als sie sich balbtot schlugen? Aber jetzt hatte er ja ein Recht dazu! Ja, das hatte er wohl!

* * *

Eine lange Weile dauerte es, bis Hans Appen sich wieder vor die Elbe wagte. Wieb hatte ihm drüben in Schweden einen Jung geboren. Da waren Kriegsgerüchte durch die Welt gegangen und er fuhr heim, um das Schiff sicher zu legen.

Ueber die Nordsee fuhr ein leichter Nordwest, jagte lange tiefgrüne Wogen über die Weite und trieb eine salzige feuchte Luft zum Land. Die Sonne schien hell aus dem graublauen Himmel und weckte tausend gelbe Flecke, die in wunderlichem Heerbann von Gischt- zu Gischtkronen sprangen und sich wie eine bunte Kette um Hans Appens Ewer legten.

Der Schiffer steht am Steuer und das junge Weib vorn an der Fock. Sie wissen, daß der Krieg gekommen ist, ein Torpedoboot hat sie gewarnt, und nun streben sie der Elbe zu in wunderlichen Gedanken. Hans Appen soll sich sofort stellen, er wird bald auf irgend einem Kriegsschiff sein, weit von Wieb und von seinem Schiff.

Der Ewer läuft vor'm Wind und die junge Frau hat Zeit, mit dem Kind zu spielen.

Drüben laufen drei Fischerkutter vor der Kurre. Die wissen wohl noch nichts von den Engländern, halten auf die Elbmündung zu wie sie, aber südlicher, als wollten sie jenseits von Helgoland vorbei. Da kommt ein Ruf vom Ruder her, daß das junge Weib aufsährt und ängstlich hinüberpocht.

„Kennst die Ewer, Wieb?" Sie verzieht die Zahlen zu lesen. Die Fahrzeuge sind näher gekommen, und es gelingt ihr mit Mühe, 67, 84 und 85 stehen oben im braunen Tuch. Einen Augenblick fährt sie erschrocken zusammen, aber dann lacht sie über ihre eigene Angst.

„Rechts ist Kutter, Hans." Der nickt, will zu ihr hinüberlachen und fühlt nur, wie sich seine Züge krampfen. Ihm ist, als sei 85 ausgeschoren, hätte die Kurre eingezogen und hielte auf den Holzewer. Warum weint das Kind? Ach so, Wieb spielt nicht mehr mit ihm. Die sieht mit großen Augen zu den Seefischern hinüber. Was sie wohl denkt? Ob sie Angst hat? Und sie hatte doch soviel Mut, damals, soviel Mut! Hans Appen lacht leise vor sich hin wie in einer glücklichen Erinnerung. War genau solch Wetter gewesen als sie hinausfuhren und in der Frühe unter Helgoland kamen. Hatten sie damals nicht auch nach allen Fischerkuttern gesichtet, die hinter ihnen auftamen, und laut gelacht, als sie ihren eigenen Weg nach Norden fuhren? Und als die andern zurückblieben, kleiner und kleiner in der grauen Kimmung. Ganz laut hatten sie gelacht. Ja, das hatten sie.

Und jetzt ist Krieg mit den Engländern? Gut, daß sie's denen bald geben dürfen! Hat Wieb auch gesagt. Wie die doch die Englischen hatte!

Hätte er doch einen Knecht mitgenommen, aber er hat keinen bekommen können, und hatte es noch einmal mit Wieb gewagt. Hans Appens Blick gleitet plötzlich über das Deck, als suchte er irgend etwas, das er in die Faust nehmen könnte. Warum schreit Wieb, was sagt sie? Die Segel lärmen so! Ach so, der Kutter da drüben, was will der? Der legt sich gerade in ihren Weg, warum tut er das?

Hans Appen lachte plötzlich trotzig auf, nahm das Ruder fester in die Faust und versucht unruhig das Schiff in bessere Fahrt zu legen. Wäre die verwünschte Holzladung nicht! Die bohrte den Bug in die See, daß der kaum Luft holen konnte. Was schrie Wieb? Sie war doch nicht ängstlich, jetzt, nach all der Zeit, die sie zusammen gewesen waren? Ach so, des Kindes wegen. Was sagte sie, sie winkte. Natürlich, der Ewer kam näher, der kreuzte ihre Fahrt, irgendwo geradeaus. Als ob Detlef Brand sie lassen ließ! Der junge Schiffer schrie plötzlich nach vorn, riß die Schooten an und warf das Ruder herum.

Warum tat er das? Hatte ja wenig Zweck, war der Kutter nicht doppelt so rasch wie der schwere Ewer? Aha, der folgte ihm schon! Warum weinte Wieb?

Dumme Deern, er wollt's dem Alten schon zeigen, wenn der kam! „Bring das Kind hinunter!"

Der Himmel steht eisblau mit gläsernen grauen Sträußen. Die Wellen springen höher und der Kutter, kommt näher und näher, als wollte er den Steven tief in den Holzewer bohren. Was will der? Warum ruft da keiner, als wäre niemand an Bord? Hans Appen reißt noch einmal mit aller Kraft das Steuer herum, zerrt an den Schooten und muß den Bein doch schlagen lassen, einzweimal, bis Wieb zu Hilfe kommt. Da geht der andere über Stag und kommt von Steuerbord hinter seinem Heck auf, ganz dicht, näher und näher. Warum ist niemand an Bord da drüben, Wieb soll noch unten gehen! Hans Appen bindet das Ruder fest, er hat eine Spiere in der Faust.

### Gedenktage der Geschichte.

5. Sept. 1815 * Karl Wilhelm, Komponist der „Wacht am Rhein", in Schmalkalden († 1873).
1858 † Der Schriftsteller Moritz Gottlieb Saphir (eigentl. Moses) in Baden bei Wien († 1795).
1902 † Der Pathologe und Anthropologe Rudolf Virchow in Berlin († 1821).
1905 Der russisch-japanische Friedensvertrag wird in Portsmouth (Nordamerika) unterzeichnet.

6. Sept. 1729 * Der Philosoph Moses Mendelssohn in Dessau († 1786).
1905 † Der Dichter Karl August von Heigel in Riva am Gardasee († 1835).

7. Sept. 1812 Sieg Napoleons I. über die Russen unter Kutusow bei Borodino.
1850 * Die Schriftstellerin W. Heimburg (eigentlich Berta Behrens) in Zbaile a. G. († 1912).

8. Sept. 1767 * Der Dichter August Wilhelm von Schlegel in Hannover († 1845).
1778 * Der Dichter Clemens Brentano in Ehrenbreitstein († 1842).
1804 * Der Dichter Eduard Mörike in Ludwigsburg († 1875).
1831 * Der Dichter Wilhelm Raabe in Eschershausen († 1910).

9. Sept. 9 n. Chr. (9.—11. Sept.) Schlacht im Teutoburger Walde.

10. Sept. 1898 Ermordung der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich († 1837) in Genf.
1912 † Die Schriftstellerin W. Heimburg (Berta Behrens) in Niederlößnitz († 1850).

11. Sept. 1723 * Der Pädagog Johann Bernhard Basedow in Hamburg († 1790).

### Knackmandeln.

**Lösung des Spitzenrätsels aus Nr. 35:**

Uhr, Note, Tasse, Eier, Reise, Seil, Eiche, Ella, Bor, Oder, Orion, Tuch, Bern, Korn, Riese, Iran, Eis, Gabe.

**(Unterseebootskrieg.)**

Die Zahl der eingegangenen richtigen Lösungen war auch diesmal eine so bedeutende, daß die Namen der betr. Einsender nicht aufgeführt werden können.

**Die Prämie:**

**Melodienkranz für das deutsche Haus, eleg. geb.,**
entfiel auf Fritz Schmidt, Ankerstraße 7.

### Schützengraben-Scherz.

In einem galizischen Schützengraben „Zum fidelen Stammlich" gab ein Landwehrmann, angeregt durch einige prächtige, im Frühlingssonnenschein duftende Büsche, folgenden Rebusscherz auf:

Ich hatt' einen Kameraden . . . .
Fest steht und treu die Wacht am Rhein . . . .
Deutschland, Deutschland über alles . . . .

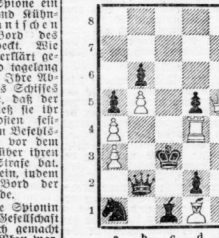
Das war gar nicht so leicht zu raten. Vielleicht glückt's einem unserer Leser.

**Prämie: Lessings ausgewählte Werke in sechs Bänden, geb.**

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

### Schachaufgabe.

Dreizüger von E. Barain in München.



Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt. (9+11)

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 35.

**Dreizüger von A. Urfic.**

1. Th7—h8 1. c7—c5
2. Dh4—f8 2. Beliebig.
3. Df8—f1, Df8 n. b8, T n. D matt.

Auf 1. . . . d5—d4 folgt 2. Dh4—b7 usw.; auf 1. . . . g5—g4 2. Dh4—f4 usw.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Ruck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Johannes Bronk, Halle a. S.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191509058/fragment/page=0001

Wieb soll nach unten, verwünscht, ist die unsinnig. Was will die?

Was will der andere mit der Leine, der Bestmann da drüben, ist der verrückt? Herrgott im Himmel, der fährt ja mit dem ganzen Geschirr davon.

Ein Krachen ist das, als ob beide Schiffe bersten wollten. Ob der Kutter das aushält? Der Lover schafft's! Aha, der Besan drüben, der mußte draus? Natürlich. Aber das ist jetzt einerlei. Das mußte doch einmal sein zwischen ihm und dem Fischer, so wie zwischen Jan Appen und Brand. Wenn er ihn doch erst vor sich hätte! Wo ist Wieb? Die ist wohl unten mit dem Jung?

Aha, jetzt kommt der Alte! Wie der aussieht! Der ist ja blau im Gesicht! Hans Appen lacht plötzlich und trampst die Faust fester um die Spiere. Warum grinst die Einäugige dort drüben? Mit dem wird er auch noch fertig! Ob er Mut hätte?

Kumm ran, Detlef Brand, kumm ran!"

Wie das birst und prasselt da vorne, das sind die Stevenen, oder das Geschirr von Großmast. Warum läuft der andere dahin? Ach so, der will herüberkommen! Oder jetzt ist er wohl schon da?

Er kann ihn doch nicht sehen vorm Segel! Aber jetzt! Warum kommt er nicht näher?

Hans Appen fühlt plötzlich, als bliebe sein Herz stehen. Wieb steht zwischen ihnen und hat Blut im Arm. Oder wog Hals ist es, man kann's ja nicht sehen vor'm Segel? Waren wohl Splitter vom Steeven!

„Dat's dien Werk, Du!" Sie schreit's ihrem Vater entgegen, so wie er sie noch nie gehört hat.

„Stah em tot!" Hans Appen springt mit der Spiere vor, aber das Weib schleudert ihn zurück mit übermenschlicher Kraft.

„Se wüll op uns' Land, Vadder; is Krieg! Wi hebbt leen Lied vör hi!"

Wieb kreischt schrill auf, hält die Arme wie zum Schutz hoch, und der Fischer stiert auf sie, scheint zu horchen, als traute er seinen Ohren nicht mehr.

„Krieg, Deern?"

„Krieg, Vadder, mit England. All Mannstüb sind nöhd!"

„Krieg!" Der Einäugige drüben johlt plötzlich laut auf vor Freude.

„All hebbt wi nöhig, dat geiht um un's Land!" schreit Wieb. Und nach einer Weile: „Di ok und em!"

Detlef Brand steht eine Weile wie unsinnig. Er reckt den freien Arm weit aus, streicht sich über den Wirbel, tastet über die warme Haut der Tochter und schrickt plötzlich zusammen, als er das Blut sickern sieht. Einen Augenblick stiert er wieder in unsäglichem Haß auf den Schiffer und sucht seinen Blick. Da wimmert das Weib auf und sieht taumelnd und totenblaß.

„Ja Krieg, geh nun Bord, Vadder, wi hebbt leen Lied!"

Der sieht starr auf, wie über etwas Unsäglisches, und dann, als stiege eine wunderliche Freude in ihm auf, knurrt er wie ein Tier, klettert ganz langsam zurück mit schweren gefangenen Gliedern und springt auf den Kutter.

„Mit de Englischen, Deern?"

Über der Einäugige grinst hinüber und versucht das Tauwerk zu lappen, um die Schiffe frei zu bekommen.

## Der Muschik.

Skizze von Monika Wendelin.

Seit dem frühen Morgen ist Alexander Georgewitsch nun schon im Schlitten unterwegs.

Wie jedes Jahr um diese Zeit, hat er den Zins der kleinen Pächter von den Gütern, die er verwaltet, in die Stadt auf die Bank zu bringen. Eine lange und beschwerliche Reise von Dorf zu Dorf mit dem Schlitten, wobei ihm die Bauern Vorspann leisten müssen. Je nach Laune und Trinkgeld geht es dabei langsamer oder schneller vorwärts — augenblicklich gerade recht flott, denn Ilia hat sich natürlich bei seinem Vorgänger Michaio erkundigt, der drei Rubel bekommen hat! Und der Verwalter freut sich, wie sie nun so leicht und schnell dahinfliegen. Ja, so ists ein Vergnügen, durch den weißen Winter zu fahren! Die Glöckchen am Halse der Pferde klimpern lustig — seile, die stolzen Pfauenfedern rings um Ilias Mütze flattern kühn in der scharfen Luft — und nun hörts gar noch auf zu schneien! — Alexander Georgewitsch lehnt sich behaglich im Schlitten zurück, zieht die Decke enger um sich und läßt seine Augen wandern.

Weit, weiß und grenzenlos dehnte sich die Welt vor ihm aus. Kein Berg, kein Hügel hemmte den Blick, der endlos schweifen konnte über die buckelige, glitzernde Decke von frisch gefallenem Schnee — weiter, immer weiter, bis dorthin, wo die Erde sich zu runden schien, wo der Himmel sich zu ihr neigte und sein strahlendes Blau unmerklich in ihr zartes, flockiges Weiß verjagen ließ. Keine Felder, keine Wiesen, nicht Weg noch Steg mehr zu sehen, nur dann und dann ein einsamer verkrüppelter Baum als dürftiges Wahrzeichen. — Lautlos und gleichmäßig schnell glitt der Schlitten dahin. „Wie gut das der Seele tut" — dachte Alexander Georgewitsch „sich in dieser weißen Unendlichkeit zu verlieren! O Rußland, Rußland, das gibt doch nur du! Diese Stille und Reinheit! Müssen da nicht die Menschen fromm und einfältig werden wie die Kinder?" Und er faßte diese gute Vorsätze und dachte mit einiger Rührung daran, wie glücklich Michaio über

## Gedenken.

Von Dr. Heinrich v. Koedtger,*) Halle.

Laßt uns nicht blöde und billig thurn jubeln,
Gedankenlos lärmend die Zeit vertrubeln,
Laßt uns der Kriegerdenken im Feld,
Der Millionen, ein Heer ein stiller Held
Wird vielleicht in derselben Stunde
Ob sie leben oder sterben, davon Kunde
Erhalten wir erst nach vielen Tagen —
Laßt ihrer uns denken, die alles ertragen,
Was ihnen auferlüdet der Ruf der Stunde.
Die mit fieberndem Herzen und offenem Munde
Täglich stürmen in den Feind hinein:
Der Männer wollen wir eingedenk sein,
Die Tag für Tag nur vorwärts eilen,
Die keine Stunde säumen, weilen
Fast jede Stunde kündet ein neues Blatt:
„Nun sind sie dort, sind da, in jener Stadt!"
Kein Dichter kann an einem Tag berichten,
Was diese Edlen mit den Waffen dichten,
Und wer, wer wollte alles ihm vertreten
Der Gaben ungezählte Heldentaten?

*) Aus der 100 Gedichte eines Kriegsfreiwilligen enthaltenden Gedichtsammlung „Kriegstagebuch eines Freiwilligen" von Heinrich v. Koedtger, erschienen in der Lupprechtschen Buchhandlung, Max Niemeyer, Halle (Saale).

sein Trinkgeld gewesen war, und was für ein tüchtiger Mensch doch dieser Ilia wäre, der ihn, ohne gewohnt oder geschimpft zu werden, so schön und schnell zu seinen Schlitten führe. „Der würde gewiß auch mit einem Rubel zufrieden sein," überlegte er und nahm sich vor, für den Rest seiner Reise etwas sparsamer mit den Trinkgeldern zu sein. —

Der arme Ilia kann kaum einen lauten Fluch unterdrücken, als der Herr Verwalter, glücklich in Schischerkow abgesetzt, ihm das magere Trinkgeld in die Hand drückt. Und er hatte doch schon so gut gewußt, was er alles mit den drei Rubeln tun würde!

Dafür machte er aber seinem Grimm umso heftiger Luft, als er dann mit Koka, dem Bauern der ihn nun ablösen soll, in dem hinteren Stübchen sitzt. Er verflucht alle großen Herren, und den Alexander Georgewitsch ganz besonders in den erschrecklichsten Ausdrücken — wenn sie tentsejeborene Ungeheuer, und wünscht dem Verwalter für den Rest der Reise alles Ueble an den Hals.

Koka, vergnügt und ahnungslos, hat sich inzwischen gewärmt und gestärkt, und sitzt schon lange in Kolas Schlitten, als Ilia noch immer hinter ihm her schimpft.

Nun scheint es zwar gerade nicht, als ob Koka sich sonderlich eilte, aber der Verwalter ließ sich seine gute Laune nicht so schnell rauben und begann ein Gespräch mit dem Bauern. Wie's ihm ginge, wieviel Kinder er jetzt habe usw. — Der antwortete zuerst nur mürrisch und verdrossen, fing aber dann doch an, sein Herz auszuschütten, und erzählte, wie schwer er es habe.

„Kleine Kinder, Herr, dabei die vielen Steuern und Lasten! Das Gütchen ist ja ganz schön, und die Frau arbeitet für drei — aber die Scheune ist kaput, das Dach verfault auf dem Hause, und eine Dreschmaschine braucht ich halt fürs Feld! Tausend Rubel müßt ich haben, daß alles in Ordnung käme — aber wo soll ein armer Bauer die wohl herneh-men?" — Trübsinnig wackelte er dazu mit dem Kopfe und schien in tiefe Gedanken zu versinken, während Alexander Georgewitsch sich etwas ungemütlich fühlte und nun auch schwieg.

Es gab doch viel Elend und Armut im heiligen Rußland — ja ja — aber schließlich war es kein Wunder, wenn z. B. dieser Koka mit allem so langsam war wie jetzt mit seinem Fahren! Dem mußte man doch wohl wieder etwas auf die Sprünge helfen — und Koka bekam drei Rubel versprochen, falls er noch vor Sonnenuntergang in Sjeritsch, der letzten Station vor seinem Endziel, sein würde.

Das fuhr dem Bauern in die Glieder. Mit Hoi und Ai trieb er die mageren Pferdchen an — und natürlich war man nun zur rechten Zeit in Sjeritsch! Hier aber wollte Alexander Georgewitsch gar nicht erst ins Haus gehen. Peter Petrowitsch, Kolas Nachfolger, wurde herausgerufen um auszuspannen, der Verwalter packte eilig selbst seine Sachen von Kolas in Peters Schlitten, gab dem Ersteren die versprochenen drei Rubel, wofür dieser ihm das Beck küßte, und fuhr, von Kolas Segenswünschen begleitet, davon. Er freute sich, daß er nun eher als er gehofft, noch vor Einbruch der Dunkelheit in Barinow ankommen würde, und malte sich aus, wie ungeahnt es sein würde, einmal wieder in der Stadt zu wohnen und lustiges Leben und elegante Menschen um sich zu haben.

Doch da durchfuhr ihn plötzlich ein eisiger Schrecken.

Wo hatte er die schwarze Ledertasche, in der sich das ganze einkassierte Geld befand? — Weil dies Ding so dick war, hatte er's aus seiner Brustjacke genommen und in den Schlitten gesteckt — und nun — . . . Aufgeregt, mit zittrigen Händen begann er zu suchen — den Sitz, den Boden abzutasten, alles zu durchwühlen — umsonst, nichts war da! Herrgott, wo hatte er die Tasche nur verlieren können? — Auf einmal durchzuckte es ihn:

Das war ja nicht hier — das mußte ja in Kolas Schlitten gewesen sein, wo er das Geld aus seinem Rock genommen und neben sich gelegt hatte — ja natürlich, so war es — und dann bei dem eiligen Umpacken war die kostbare Tasche vergessen worden und in Kolas Schlitten liegen geblieben. — Heilige Mutter Gottes, wie hatte ihm das nur passieren können! Zu träumen und zu philosophieren, anstatt an das Wichtigste zu denken! Jetzt hieß es aber sich zusammennehmen und das Möglichste versuchen, die Tasche wieder in seinen Besitz zu bringen. Er war ja ein ruinierter Mann, wenn er ohne Geld in Barinow ankam!

„Peter Petrowitsch, Peter Petrowitsch!" — Es dauerte eine Weile, ehe der Bauer auf ihn hörte. „Halt einmal an, Peter!"

„Ja, Herr" — die Pferdchen standen endlich. „Nun kehre um, Peter, ich möchte wieder nach Sjeritsch zurück!" — Der Bauer sah Alexander Georgewitsch an, als bezweifle er, wer von ihnen beiden jetzt den Verstand verloren hätte. — „Sieh nicht so geistreich aus, Freund Peter" — sagte der Verwalter — „sondern dreh schleunigst um, und fahre so schnell rückwärts als du kannst — es hat mir so gut gefallen in Euerm Sjeritsch!" — Der Bauer dachte noch eine Weile angestrengt nach, kam aber dann zu dem Entschluß, lieber zu gehorchen, eis sich allen möglichen Unannehmlichkeiten auszusetzen. — Schließlich, was ging ihn der Verstand des Verwalters an? — und bald hatte er Pferde und Schlitten wieder in die Richtung auf Sjeritsch gebracht. — Sie fuhren jetzt gerade in die untergehende Sonne hinein, die ihre roten Schleier zauberisch über Himmel und Erde warf — aber Alexander Georgewitsch hatte kein Auge mehr für ihre glühende Pracht — ihn beherrschte nur der eine Gedanke: ob es ihm glücken würde, seine Tasche wieder zu bekommen! Es war ja wohl anzunehmen, daß Koka noch in Peters Stube sitzen und schwatzen würde — aber wie, wenn er sich schon mit seinem Schlitten davon gemacht hätte?

Dem Verwalter brach der Schweiß aus allen Poren. Nie im Leben würde er dann sein Geld wiedersehen! Und wer wollte nachher dem Koka etwas beweisen? —

„Fahr zu, Peter — fahr zu, bester Freund — es soll dich nicht gereuen!"

Der Peter tat sein Bestes, die Pferdchen taten ihr Bestes, — mehr als eine Stunde war gewiß nicht vergangen, als sie noch mit einem tüchtigen Schwung wieder auf Peters Hof sausten.

„Ist der Koka noch bei Euch?" rief der Verwalter der Frau zu, die erstaunt vor die Tür gelaufen kam.

„Freilich, Herr — ist noch da — trinkt Grog und heult über sein Elend, seine vielen Kinder, seine vielen Sorgen!"

„Nun, das trifft sich gut — schick ihn mir doch heraus!" Koka erschien. Etwas wankend, mit geröteter Nase und schwimmenden Augen, doch sogleich bemüht, eine männliche Haltung zu zeigen. — „Hör' Koka," sagte ihm der Verwalter, „ich habe bei Euch in Schischerkow etwas zu besorgen vergessen. Du fährst doch jetzt sowieso nach Hause zurück. — nimm mich wieder mit!"

„Wie der Herr befehlen," murmelte Koka, „ich werde gleich anspannen."

Innerlich zitternd vor Aufregung, aber äußerlich ganz ruhig, wartete Alexander Georgewitsch, bis diese Prozedur beendet war. Stieg in den Schlitten, hob ein wenig die Decke vom Sitz — und — da lag die Tasche! Unberührt und wohlverschlossen! — Ein tiefer Seufzer der Erleichterung entrang sich der Brust des Verwalters. Gott sei gedankt — er war gerettet. — Er sah noch einmal nach und zählte das Geld, während der Schlitten sich schon wieder in Bewegung gesetzt hatte — es stimmte alles — nichts fehlte! Nun war's ja gut — wie fühlte er



sich glücklich! Und er beschloß, sich dem Schicksal dankbar zu erweisen, und nun auch seinerseits einen Menschen glücklich zu machen.

Er hieß Koka den Schlitten anhalten, sagte ihm, daß er sich anders besonnen habe und doch heut nicht mehr mit ihm nach Schischerkow fahren wolle. Die paar Schritte nach Sjeritsch zurück würde er zu Fuße machen und dann den Peter Petrowitsch um ein Nachtquartier bitten. „Aber nun höre, Koka! Du hast mir etwas von beinem Sorgen erzählt, und daß du tausend Rubel brauchtest, um dir das Nötigste anzuschaffen. Ich will sie dir schenken, weil du mir leid tust, und weil ich weiß, daß du ein braver Kerl bist. Hier hast du!"

Der Bauer saß mit offenem Munde da.

Als ihm der Verwalter aber jetzt ein Päckchen Scheine in die Hand drückte, sprang er wie ein Besessener vom Schlitten, küßte dem Wohltäter den Rock, die Stiefel, die Hände, — heulte und lachte zu gleicher Zeit, und gebärdete sich rein närrisch vor Glück.

Der Verwalter konnte sich kaum retten vor Kolas stürmischen Dankesbezeugungen. „Ein Engel vom Himmel war der Herr, und natürlich würde sich Koka nicht nehmen lassen, ihn wieder zum Peter Petrowitsch zu fahren, falls der Herr dort übernachten wolle — ja er schwur, daß er das Väterchen bis zum Morgen hin und herkutschieren würde, falls der es so beliebtel —Lachend ließ es sich Alexander Georgewitsch gefallen und landete binnen kurzem zum dritten Mal bei Peter Petrowitsch, der sichs zur großen Ehre anrechnete, den Herrn Verwalter bei sich beherbergen zu dürfen. — Koka aber sahr sehr freudestrahlend nach Hause.

— — — — — — — — — —

Ein Jahr ist vergangen, als Alexander Georgewitsch wiederum denselben Weges kommt.

Dieses ist eine immer — blas wundert es ihn, auf Kolas Hof dessen Bruder Dimitri zu finden, während Koka sich nicht sehen läßt. — Da der Verwalter sich nicht lange aufhalten will, fragt er zunächst nicht weiter, — unterwegs aber, als Dimitri seinen Schlitten lenkt, erkundigt er sich nach Koka.

„Nun, was macht dein Bruder, Dimitri? Ihm gehts wohl recht gut jetzt?"

Der Bauer sieht ihn erstaunt an. „Ach Herr, so wißt Ihr nicht?"

„Nein, was denn?" fragt der Verwalter.

Dimitri zupft sich bedenklich an der Nase. „O, eine traurige Sache, Herr, — eine sehr traurige Sache!"

„Ja aber wieso denn? ruft Alexander Georgewitsch ungeduldig. „Βρυχᾶται ὡς λέων — denn Koka fehlt! Ich habe ihm doch . . ."

„Ihr habt ihn beschenkt, ich weiß — so reich beschenkt, daß er sich alles kaufen konnte was er brauchte, und es wäre ja auch gar gegangen —" der Bauer stockt wieder.

„Nun sei aber so gut und erkläre dich deutlicher, mein Freund — diese Rätsel kann ich nicht raten!" sagte Alexander Georgewitsch.

Dimitri läßt die Zügel hängen, daß seine Pferdchen beinah stille stehen, dreht sich ganz herum und spricht langsam und bedächtig:

„Ja, sieht der Herr, das sind so Sachen. Hätte der Koka nur nie erfahren, warum der Herr ihm damals die tausend Rubel geschenkt hat! — Aber Peter Petrowitsch, dem Ihr die Tasche mit der vergessenen Tasche erzählt habt, hat nicht reinen Mund gehalten, und so ist dem Koka alles zu Ohren gekommen. Da hat ihn die Schwermut gepackt, weil er doch nun immer hat denken müssen, wie das viele Geld in seinem Schlitten gelegen, daß er es nur hätte greifen brauchen, — wie er vierhundert Meilen nach Moskau fahren können, ein feines Leben führen — und er hat nichts davon gewußt! — Das ist ihm immer im Kopf herumgegangen und hat ihn so gewurmt, bis er ganz krank und trübsinnig geworden ist — ja und eines Tages, da hat er sich halt aufgehängt! Ich hab ihn selber abgeschnitten, — 's war recht schade!" — — —

Alexander Georgewitsch dachte bei sich, daß an die Seele der russischen Bauern doch noch nicht richtig erkannt habe.

## Aus der Welt der Frau.

Liebe sei vor allen Dingen unser Thema, wenn wir singen.
Goethe.

Wer Jugend schilt und Jugend scheucht, einsam durch mürrisches Alter kreucht.
Karl Immermann.

### Neues aus der Welt der Mode.

#### Die Krinoline?

Wiederholt ist, wie man sich erinnern wird, in jüngster Zeit der schüchterne Versuch der Wiedereinführung der Krinoline gemacht worden, allein, solange die Mode der engen und schlanken Röcke an der Tagesordnung war, hatten derzeitchen Versuche natürlich keinerlei Aussicht auf Erfolg. Nun aber, da der Glockenrock erschienen ist und von Monat zu Monat an Beliebtheit und — an Weite gewinnt, glauben die „Krinolinisten" ihren Tag gekommen. Natürlich fallen sie nicht mit der Tür ins Haus aber, unbildlich gesprochen, versuchen sie nicht gleich, der Mode den derzeitigen Riesenkäfig der sechziger Jahre wieder aufzudrängen, sondern sie wollen zunächst die Krinoline gewissermaßen in den Glockenrock hineinschmuggeln. Wie das gemacht wird, zeigen Pariser Modelle, die soeben in einem großen Modehause zu Kopenhagen zur Ausstellung gelangt sind. Diese Modelle zeigen richtige Fischbeinröcke. Die Krinoline oder deren moderner Ersatz sind in einem Saum unten am Rock, soweit dieser in eins geschnitten ist, angebracht. Manche dieser Röcke bestehen aber auch aus zwei oder drei Lagen, und jede dieser Lagen ist mit Hilfe von Fischbeineinlagen ausgeweitet. In diesen neuen Krinolinenröcken eignet sich in erster Linie Taft und zwar sind sie hauptsächlich in weißem und schwarzem Taft gearbeitet. Eingelne Modelle zeigen eine überaus reiche Ausstattung des Rockes mit Volants, Falten und Säumchen, sodaß der ganze Rockstoff, bevor der Rock gemäht wird, erst in Streifen geschnitten werden muß. Bisher ist der Versuch mit Krinolinenröcken nur bei Gesellschaftskleidern in leichten Stoffen gemacht worden, und es bleibt immerhin mehr als zweifelhaft, ob er auch nur auf diesem Gebiete sich durchsetzen wird. Daß aber die Mode je wieder ein Krinolinenkleid für den Straßengebrauch wieder auf Petersz Hof sausten. — Ist der Koka noch bei Euch?" rief der Verwalter der Frau zu, die erstaunt vor die Tür gelaufen kam.

haben unzweifelhaft etwas Bestechendes; der duftige „Wasserfall" leichten Stoffes, der die Gestalt umrieselt und darunter der zarte Umriß feinerer Körperlinien — das gibt zusammen ein Bild von eigenem Reize, und es mag wohl sein, daß diese Mode, wenn sie mit Geschmack und Vorsicht benutzt und ausgestaltet wird, sich bei manchen Frauen dauerhaft bewährt, als der weite Rock, der besonders in schweren Stoffe allerdings leicht anspruchsvoll wirken kann.

#### Die neue Hutmode.

Die Hutmode des Herbstes wird im allgemeinen im Zeichen des mittelgroßen Hutes stehen. Die Modelle lassen erkennen, daß die Erzeuger bemüht gewesen sind, Uebertreibungen nach jeder Seite hin zu vermeiden. Die Hutmode strebt mit Glück nach dem Gepräge einer vornehmen und eleganten Einfachheit. Die Köpfe werden flach und abgeschrägt gehalten werden; es bewährt sich bei den neuen Modellen wieder die Erfahrung, daß ein schräg gestellter Hut den meisten Frauengesichtern einen sehr gefälligen Rahmen gibt. Wenn Weiß unbedingte Herrscherfarbe des Sommerhutes war, so wird sich diese Vorliebe dem Herbsthute zunächst in der immer vornehmen Zusammenstellung Schwarz-Weiß fortsetzen; als weitere Mode- und eigentliche Herbstfarben treten denn bei den neuen Hüten besonders Mausbraun und Negerbraun in den Vordergrund; auch blaue Töne sind beliebt. Was die Stoffe betrifft, so ist Samt auf der ganzen Linie Trumpf. Ein Kennzeichen der herbstlichen Hutmode ist die Vorliebe, mit der man zweifarbiger Stoff für einen Hut verwendet. Damit verbindet sich dann natürlich auch eine Abwechslung in der Farbenzusammenstellung; beispielsweise wird einem blauen Ripsbaute ein weißer, in Falten gelegter Samtkopf gegeben. Bei der Verzierung und Ausstattung des Hutes zeigt sich überall die Neigung, in die Höhe zu gehen. Natürlich werden in erster Linie hochstehende Federn der verschiedensten Art dazu benutzt. Bänder werden zur Verzierung sehr bevorzugt und Pelz spielt beim Hutschmuck, man kann wohl sagen, eine größere Rolle als je zuvor. Die Modelle lassen erkennen, daß die deutschen Werkstätten der Hutmode sich sehr wohl der Aufgabe gewachsen gezeigt haben, kleidsame und seine Erzeugnisse herzustellen, ohne sich dabei von dem Pariser Modellmarkt abhängig zu machen.

#### Ein deutsches Modemuseum.

soll mit Unterstützung des Werkbundes ins Leben treten. Seine Aufgabe wäre nicht nur die historische Dokumentation der Mode, sondern die Schaffung einer Zentrale, in der dauernd Neuschöpfungen vorgeführt und Ausstellungen veranstaltet würden, um so das Aufstühlen der unabhängigen in Deutschland geschaffenen Modeindustrie zu fördern.

### Pariser Tee nach der Mode.

„Man nimmt Tee aus verschiedenen Gründen, von denen der seltenste zweifellos der Wunsch ist, ihn zu trinken." So plaudert der Berichterstatter eines französischen Blattes über die jetzt so beliebten Pariser Kriegstees. „Aber es ist so angenehm, verlangsamt zu Mittag wohin gehen zu können. Dieser billige Luxus ist auch dem durch den Krieg stark erschlafften Geldbeutel gestattet. Man sieht doch wieder einmal zusammen, wie in früheren guten Zeiten; man sieht, was von der Gesellschaft übrig geblieben ist. In der Stadt zu Abend zu speisen, ist sehr schwierig. Man hat keine Abendtoilette, Nach 7 Uhr muß man auf Schritten Raupen sich an den Mauern heimwärts tasten. Man bevorzugt also den Nachmittagstee, den die Hospitäler nicht können. Tee gibt sehr verschiedene Arten: Tee nach der Mode, Tee jeder Ort schickt sich für jeden. Der eine ist mehr besucht wie der andere. Er eignet sich für eine Fremdenbesucht, der andere für kleine Mädchen, die aus einer Vorlesung kommen. Der wahre Tee nach der Mode, der einzige, den besucht, was sich zur Gesellschaft zählt, er findet in einem Lokal statt, in dem es bald nach 4 Uhr so unerträglich voll ist, daß man ohnmächtig zu werden fürchtet. Hier sitzen die eleganten Damen und bewundern ein paar exotische Offiziere. Man spricht alle Sprachen der Verbündeten, alle der Neutralen, und am meisten wird in der stummen Sprache der Augen und der Gebärden gesprochen. Man geht von einem Tisch zum andern, man besucht sich. Man sucht mit den Blicken die, die man erwartet, und man versucht durch die drangvolle Enge sich hindurchzuwinden, um sie zu treffen, wenn es einem gelingt, sie aufzufinden. Schnell vergehen zwei Stunden in dem Lärm, der Hitze und dem unerträglichen Durcheinander. Um 6 Uhr entfernen sich alle. Die Kellner reißen die Fenster auf und lassen die flüchtig schimmernde Abendluft hinein. . . ."

### Die Wirkung eines eugenisches Ehegesetzes.

Zu den amerikanischen Staaten, die den Weg der „eugenischen" Ehegesetzgebung betreten haben, gehört der Staat Wisconsin, der im Jahre 1913 ein Gesetz erlassen hat, durch welches die Personen, die eine Ehe eingehen wollen, einer ganzen Reihe von Forderungen und Untersuchungen unterworfen werden. Die Wirkung dieses Gesetzes hat sich nun in ganz überraschender Weise darin geäußert, daß die Zahl der Ehen im Staate Wisconsin dem Jahresstritt ganz außerordentlich abgenommen hat. Während sie nämlich 1913 noch 21 002 betrug, sind 1914 nicht mehr als 17 245 Ehen geschlossen worden, was eine Verminderung um beinahe 20 v. H. bedeutet. So wenig Ehen sind seit dem Jahre 1901 im Staate Wisconsin nicht eingegangen worden. Natürlich hat diese Tatsache die lebhaftesten Erörterungen hervorgerufen, und besonders die Gegner des Gesetzes treten jetzt erneut auf den Plan und machen geltend, daß das in dem Gesetz eingeschlagene Verfahren der „Eugenie" nicht so wohl zur Verbesserung als zur Verhinderung der Eheschließungen führe. Andererseits glaubt ein Anwalt des Ehegesetzes, Dr. Harper, der Verfall des dortigen Staatsamtes für Gesundheitspflege, daß der jähe und auffällige Niedergang der Eheschließungen in Wisconsin nicht dem Ehegesetz oder wenigstens nicht ihm allein zur Last zu legen, sondern auch mit den allgemeinen wirtschaftlichen Schwierigkeiten in Amerika in Zusammenhang zu setzen sei. Das wird sich ja nun auf der allgemeinen amerikanischen Ehestatistik bald ergeben und bei der unzweifelhaften Wichtigkeit des eugenischen Fragen werden die Wirkungen der amerikanischen Ehegesetzgebung auch bei uns mit Interesse verfolgt werden.

### Ist das französische Pensionat notwendig?

Die Frage, ob für die deutsche Mädchenerziehung das „französische Pensionat" notwendig sei, wird in

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191509058/fragment/page=0002